



16. Oktober 2018

*Vor fünfzig Jahren brach bei den Olympischen Spielen in Mexiko City die Oktoberrevolution der Black-Power-Bewegung aus. Tommie Smith und John Carlos ballten die Fäuste. Gelacht wurde auch. Aber nur aus Sicherheitsgründen.*

**„Sie werden auf dem Podium keinen  
erschießen, der fröhlich ist“**

Tommie Smith und John Carlos haben breite Schultern. Die brauchen sie auch, denn sie haben eine schwere Last zu tragen.

Einen Sarg.

Der Mann, dessen Herz aufgehört hat zu schlagen und den sie an diesem traurigen Herbsttag 2006 im australischen Melbourne zu Grabe tragen, war ihnen ein halbes Leben zuvor begegnet, genau gesagt an dem denkwürdigen Tag, an dem sie berühmt wurden als Personen der Zeitgeschichte. Weit weg in Mexiko City ist das passiert, am 16. Oktober 1968 haben sie ihn dort bei den Olympischen Spielen kennengelernt, als Gegner - dass er auch ihr Bruder im Geiste und ihr Verbündeter war, begriffen sie dann erst nach dem Rennen, abends vor der Siegerehrung im Stadion, als sie ihn fragten: „Glaubst Du an Gott? Glaubst Du an die Menschenrechte?“

Prüfen wollten sie ihn, ihn abklopfen auf seine Haltung zu dem, was sie vorhatten. Aufrührerisches hatten die zwei Amerikaner im Sinn, die Gefühle der Welt wollten sie in Wallung bringen bei dieser Medailleneremonie, aber sie waren sich nicht sicher, wie dieser Fremde, der dritte Mann auf dem Podium, darauf reagieren würde. Sie konnten nicht ahnen, dass er in einer tief religiösen Familie aufgewachsen war, sonntags in Melbourne immer Essen für Arme ausschöpfte und alles wusste über die Unterdrückung der Aborigines und die „stolen generation“ - so nannte man in Australien die Kinder, die den Ureinwohnern weggenommen und von weißen Familien adoptiert wurden.

„Ich bin dabei“, antwortete Peter Norman, „ich bin auf Eurer Seite.“

Er ist der weiße Mann auf dem berühmtesten Foto der Sportgeschichte. Er steht links auf dem Podest, schaut hinüber zu den Flaggen und hat, während die US-Hymne ertönt, nicht nur seine Silbermedaille am Hals, sondern an der Brust auch eine Plakette der Black-Power-Bewegung „Olympic Project for Human Rights“ - und in seinem Rücken stoßen die zwei Amerikaner mit gesenkten Köpfen ihre geballte Faust mit dem schwarzen Handschuh in den Himmel, Smith die rechte, Carlos die linke.

Dieser 16. Oktober 1968 in Mexiko City gilt als einer der bedeutendsten Tage in der sozialen und politischen Geschichte des Sports, Weiß und Schwarz vermischten sich im stillen Protest. „Peter hat nicht die Faust gehoben, aber er hat uns die Hand gereicht“, sagt Smith hinterher. Er ist ein stolzer Olympiasieger, aber alle spüren, dass ihm die Goldmedaille und sein neuer 200-Meter-Weltrekord von 19,83 Sekunden an dem Tag weniger wichtig sind als sein Satz: „Wenn ich siege, bin ich Amerikaner. Wenn nicht, nennen sie mich Neger. Das schwarze Amerika versteht, was wir heute getan haben.“

Auch der Rest der Welt vergisst den Tag nie, so wenig wie diese unvergleichliche olympische Woche damals in Mexiko. Ein Black-Power-Gruß hat den nächsten gejagt, und spätestens beim Weitsprung fragten sich viele: Sind die 8,90 Meter von Bob Beamon noch Sport oder schon ein Wutausbruch? Etliche Dinge sind geschehen, die in eine gewöhnliche Woche gar nicht hineinpassen, und nicht einmal George Foreman hat es am Ende mehr geschafft, diese Woche politisch versöhnlich ausklingen zu lassen, obwohl er nach seinem Olympiasieg mit einem US-Fähnchen brav durch den Boxring tänzelte. „Was ich von Politik wusste“, entschuldigte er sich beim schwarzen Amerika später, „hätte auf den Kopf einer Stecknadel gepasst.“

Als „Uncle Tom`s Nigger“ wurde Foreman danach zuhause in Amerika vor allem von Muhammad Ali beschimpft - und zur Strafe hat der ihn dann sechs Jahre später im „Kampf des Jahrhunderts“ in Zaire nach einem schweren Schlaghagel vor sich hingelegt.

Fangen wir, um diesen Oktober `68 begreifbarer zu machen, mit Ali an. Der Weltmeister im Schwergewicht („I am the Greatest!“) war vom weißen Amerika kurz zuvor klein gemacht worden. Er hatte seinen Sklavennamen Cassius Clay abgelegt, war zu den Black Muslims übergetreten, hatte den Wehrdienst verweigert, wurde gesperrt und kurz gesagt in Ketten gelegt. „Freiheit für Ali!“, forderte der Soziologe Harry Edwards von der Berkeley-Universität, gründete die Olympiabewegung für Menschenrechte und warb für den Boykott der Spiele von Mexiko und den Rauswurf des IOC-Präsidenten Avery Brundage, Spitzname „Slavery Avery“, kurz: Sklaventreiber.

Edwards machte mit den Assen unter seinen Athleten mobil, er ging an die Front. Herrschte anno `68 nicht überall Krieg, von Vietnam bis Prag? Die halbe Welt bebte unter Aufständen, Studentenrevolten und Rassenkonflikten, Robert F. Kennedy wurde ermordet, und Martin Luther King. „We have a Dream“, hatte der gesagt, aber Amerikas Schwarze glaubten inzwischen eher an den Albtraum von der Orgel in der Kirche: Die weißen Tasten sind für die Hochzeiten, die schwarzen für die Beerdigungen.

Dann kam Mexiko. Und am 14. Oktober brach der Aufstand aus, mit Jim Hines. Der holte Gold über 100 Meter, Weltrekord, 9,95 Sekunden. Er verweigerte danach Brundage den Handschlag, kam aber noch ungeschoren davon. Zwei Tage später machten dann Smith und Carlos Nägel mit Köpfen. Letzterer hat in seinen Memoiren „Der Sportmoment, der die Welt veränderte“ den Hymnenprotest so beschrieben: „Es wurde so still im Stadion, dass man hätte hören können, wie ein Frosch auf Baumwolle pisst.“

50 000 schwiegen zunächst. Dann folgten laute Buhrufe. Die besonders Empörten im Publikum sangen die US-Hymne. „Es war, als ob sie sagten: Ihr Hurensöhne!“, erinnert sich Carlos. Landsmann Brundage verbannte ihn und Smith aus dem Olymp, und für einen Moment drohte sogar Schlimmeres, denn Carlos rief: „Falls Ihr auch unsere Medaillen wollt, müsst Ihr mit der Miliz kommen!“

Zwei Tage später, am 18. Oktober, betrat dann Bob Beamon die Bühne. Die Nacht zuvor hatte er lustig mit seiner Freundin Gloria verbracht, mit allerhand Tequila und Sex, er selbst spricht noch heute von „Kardinalssünden“, eigentlich stand er komplett neben sich. Hat Beamon womöglich deshalb beim ersten Sprung seine schwarzen Socken vergessen, die er demonstrativ hochziehen wollte bis unters Knie? So, oder so, bei seinem „Sprung des Jahrhunderts“ blieben die Uhren stehen: 15.46 Uhr. Der dürre Kerl mit den endlosen Beinen machte 19 Schritte, katapultierte sich hoch, ruderte in der Luft wie ein Radler, der in die Pedale tritt, flog „wie ein großer, prähistorischer Vogel“ (so ein Chronist) - und irgendwann, pflegt Beamon noch heute zu sagen, „habe ich dann auf die Uhr geschaut und gedacht: Es ist Zeit, zu landen.“ Er schaffte es gerade noch knapp innerhalb der Grube. „Das ist ungeheuerlich“, stöhnte der ARD-Reporter Gerd Mehl in sein Mikrofon.

Die elektronische Messanlage kapitulierte. Da war einer ins nächste Jahrhundert gesprungen, ohne um Erlaubnis zu fragen. Die Jury holte in der Not ein altes Maßband.

8,90 Meter.

Ja, sicher, alles hatte bei dem Sprung gepasst. Die dünne Luft, dazu der Rückenwind mit den erlaubten zwei Metern pro Sekunde, und den Balken hatte der als trainingsfaul verschrieene Beamon ausnahmsweise auch noch perfekt getroffen. Aber 8,90 Meter? Gleich 55 Zentimeter mehr als der alte Rekord? Beamon brach zusammen, Totalkollaps, er kniete nieder und weinte. Nur einmal springt er danach noch, diesmal in seinen schwarzen, langen Socken. Und bei der Siegerehrung zieht er dann die Hosenbeine hoch und zeigt sie der Welt nochmal, diese schwarzen, wunderbaren Socken. Hinter ihm zieht sich der Dritte, Ralph Boston, die Schuhe aus. Schwarze Socken.

Black is beautiful.

Aber noch ist er nicht zu Ende, dieser 18. Oktober. Im Finale über 400 Meter siegt Lee Evans vor Larry James und Ron Freeman, und auf dem

“*Es wurde so still im Stadion, dass man hätte hören können, wie ein Frosch auf Baumwolle pisst*“



Podium tragen die drei Afroamerikaner danach schwarze Barette, die Markenzeichen der militanten Black Panther, nehmen sie aber vor der US-Hymne immerhin lachend ab. Evans verrät hinterher: „Ich hatte Angst. Ich habe gelacht, weil ich dachte: Sie werden auf dem Podest keinen erschießen, der so fröhlich ist.“

Danach hat die Welt nur noch eine Frage: Schließt sich der Oktoberrevolution auch George Foreman an?

In seiner Biografie „By George“ hat der Boxer später erzählt, dass er nicht zu denen gehörte, die Harry Edwards für seine olympische

Protest- und Aktivistengruppe rekrutiert hatte, „keiner hat mich gefragt.“ Foreman dachte nicht ans Demonstrieren, er wollte nur gewinnen, sonst nichts. Also ging er in seinen Finalkampf, ohne lange zu grübeln, holte sich sein Gold, wedelte im Ring ausgelassen mit einem US-Fähnchen, und ein paar Tage später feierte ihn Richard Nixon im Präsidentschaftswahlkampf in New York in einer Rede als glühenden Patrioten. Umso zorniger waren Foremans schwarze Brüder, und schlagartig kapierte er: „Ich hatte die Sache verraten.“ Sechs Jahre später, beim „Rumble in the Jungle“ gegen Muhammad Ali in Kinshasa, brüllte das ganze Stadion: „Ali, boma ye!“. Schlag ihn tot! Foreman fiel in Runde acht.

Nicht alle Protagonisten haben die Geschehnisse im Oktober `68 in Mexiko schadlos überstanden. Bob Beamon war erst 22, hatte aber keine sinnprägende Perspektive mehr, was sollte nach seinen 8,90 Metern noch kommen? Die unbegreifliche Weite steht heute noch als Olympischer Rekord, und Beamon hat sich fortan darauf beschränkt, Vorträge und Motivationsreden zu halten und aus seinem Buch „Der Mann, der fliegen konnte“ vorzulesen. Viele halten ihn in der historischen Nachbetrachtung eher für ein Weltwunder und weniger für einen Rebellen, denn schwarze Socken sehen friedfertiger aus als schwarze Handschuhe, jedenfalls hat Beamon keine Morddrohungen erhalten wie Smith und Carlos.

Als schwarze Schafe wurden die Zwei von den Wortführern des weißen Amerikas danach durchs Land getrieben, und ihr Mut hat sie nicht reich gemacht. Über Tommie Smith hieß es irgendwann, er wolle seine Goldme-

daille versteigern, ab einer Viertelmillion Dollar aufwärts. Entweder fand sich dann kein Käufer, oder die „New York Times“ hat den alten Rebellen im letzten Moment mit dem mahnenden Hinweis ausgebremst: „Integrität sollte man nicht verkaufen. Smith müsste es wissen. War das nicht sein Punkt?“ In einer idealen Welt, fügte der Kritiker dann noch hinzu, würde irgendein Gönner die Medaille und die Schuhe von Smith kaufen - und sie ihm dann zurückgeben, als Geschenk.

Aber die Welt ist nicht ideal, sie ist nur manchmal schlechter und manchmal besser. Monate sind vergangen, Jahre, Jahrzehnte, und irgendwann haben Smith und Carlos wieder den Boden unter den Füßen gespürt, wurden Lehrer, Trainer und als mutige Helden von Präsident Obama im Weißen Haus empfangen. Es gibt sogar ein Denkmal der beiden, vor der Universität im kalifornischen San Jose, dem Siegerpodest in Mexiko ist es nachempfunden und das Ziel vieler Bewunderer. Aber gelegentlich hieß es in den Nachrichten auch, dass es beschmiert wurde von Unbekannten.

„Ich will nicht darüber streiten, was in diesem Land vor sich geht“, hat Tommie Smith einmal zu einem Reporter von „Sports Illustrated“ gesagt. Und John Carlos, der immer der Radikalere der beiden war, argwöhnt an seinen weniger guten Tagen: „Alles ist wieder beim Alten.“